

schlechtsspezifischen Strategien beim Abendmahlsbesuch – dürfte nicht zuletzt mit dem zwanghaften Versuch zusammenhängen, manches in der Forschung noch heute bestehende absurde oder groteske Vorurteil unbedingte dekonstruieren zu wollen, das sich etwa auf dem Niveau folgender Frage bewegt, „ob Protestanten gesundheitlich robuster und sauberer als Katholiken waren“ (399). Derartige bereits in der Fragestellung aufscheinenden Vorurteile werden freilich auch in der Forschung nicht zuletzt durch eine vulgarierte Form der Max Weber-These von der protestantischen Ethik kolportiert, die der Autor selbst gelegentlich eher als eine Tatsachenaussage denn als eine Hypothese rezipiert (147, 324f., 341, 347, 399f.), so dass er seine überkonfessionelle Fragestellung häufig konterkariert.

Bielefeld

Frank Konersmann

Gause, Ute, Lissner, Cordula (Hrsg.): *Kosmos Diakonissenmutterhaus. Geschichte und Gedächtnis einer protestantischen Frauengemeinschaft. Historisch-theologische Genderforschung*, Bd. 1, Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt, 2005, 293 S., Kart., ISBN 3-374-02267-7.

„Es ist ein Buch gegen Vorurteile.“ – So schließt die heute einundachtzigjährige Diakonisse und Historikerin der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie Ruth Felgentreff ihr Nachwort zu diesem Band mit biografischen Zeugnissen von Schwestern und weiterführenden diakonie-, theologie-, sozial- und pflegegeschichtlich orientierten Studien. Die in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts begründete Lebensform der Diakonisse sieht sich heute dem Vorwurf ausgesetzt, sie sei von Anfang an mit einem starken Anpassungsdruck seitens der Mutterhäuser und dem Verzicht der Schwestern auf eine individuelle Lebensführung verbunden gewesen. Der Frage des Verhältnisses von kollektiver Identität und Individualität geht der vorliegende erste Band der Reihe „Historisch-theologische Genderforschung“ nach.

Die fünf „Lebensgeschichten“ des ersten Teils sind aus insgesamt 40 Interviews mit Angehörigen der Kaiserswerther Schwesternschaft erwachsen, die zwischen 2001 und 2004 im Rahmen eines Oral-History-Projekts durchgeführt wurden. Einbezogen wurden verschiedene Schwesterngenerationen (Eintritt zwischen den dreißiger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts) und -typen (Diakonissen alter und neuer Form, Diakonische Schwestern). Schon die Überschriften zu den ab-

gedruckten Selbstzeugnissen – „Evangelisch in Rom“, „Ein bisschen jenseits der Norm“, „Käthe Rakete“, „Mühsame Reformprozesse“, „Atomwaffenfreie Zone“ – verweisen auf eher unkonventionelle Persönlichkeitsprofile und außergewöhnliche Lebens- und Arbeitswege. Diakonisse Ernestine Kuhn, Jahrgang 1907, trat nach einer kaufmännischen Ausbildung 1932 in die Schwesternschaft ein, arbeitete in Krankenhäusern als Krankenschwester und Verwaltungskraft und leitete zuletzt die Verwaltung des Diakonissengästehauses in Rom. Diakonisse Helene Schmidt, 1912 geboren und ebenfalls seit 1932 Mitglied der Schwesternschaft, stieg von der Krankenschwester – unter anderem im deutschen Krankenhaus in Istanbul – in Leitungsfunktionen in einer Krankenpflegeschule, in Kliniken, einer Schwesternschaft und schließlich im Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissen-Mutterhäuser auf. Diakonisse Käthe Breiding, Jahrgang 1912, war Lohnbuchhalterin, bevor sie 1944 in die Schwesternschaft eintrat, und arbeitete als Krankenschwester unter anderem im Gästehaus in Rom und in Gemeinden. Diakonisse Ilse Seifert, 1939 geboren, trat 1957 in die Kaiserswerther Diakonissenanstalt ein, erlernte die Kinderkrankenpflege und war in Krankenhäusern Stellvertretende Stationschwester, Pflegedienstleiterin und -direktorin; in den siebziger Jahren wirkte sie maßgeblich an der Entwicklung eines neuen Gemeinschaftsmodells mit. Gudrun Zimmermann, 1950 geboren, verheiratet, zwei Kinder, Diakonische Schwester seit 1977, arbeitete als Krankenschwester in Krankenhäusern, Pflegelehrerin an einer Schule und stellvertretende Leiterin des Kaiserswerther Weiterbildungsinstituts; heute leitet sie eine Krankenpflegeschule. Diese Berufsbiografien beeindruckten. Fragen lässt sich, ob sie durchweg repräsentativ für das Gros der Schwestern sind.

Die Interviews werden im zweiten Hauptteil des Buches unter speziellen Fragestellungen in die historischen Kontexte eingeordnet. Ute Gause konstatiert in „Frömmigkeit und Glaubenspraxis“, dass die Aufweichung der institutionalisierten Spiritualität, zu der die Ende der sechziger Jahre einsetzenden Modernisierungsbestrebungen führten, den Auflösungsprozess der Schwesternschaft beschleunigte. Während sich die älteren Schwesterngenerationen, die sich über die klassischen Ideale der Berufung, bibelorientierten Frömmigkeit und missionarischen Sendung definierten, mehr oder weniger selbstverständlich in das Kollektiv einfügten, wurden nun die persönliche Freiheit

des Christen und die offene Nachfolge betont. Das Selbstverleugnung fordernde Dienstverständnis verlor an Boden, die geistliche Gemeinschaft, auch die alternative Lebensgemeinschaft traten in den Vordergrund. Diese Entwicklung lässt sich an den Lebensgeschichten der jüngeren Schwesterngenerationen ablesen. Ilse Seifert blieb trotz wenig fruchtbarer Reformbemühungen in der Schwesternschaft, weil sie ihren Beruf liebte und sich den alten Schwestern verpflichtet fühlte. Einen Schritt weiter geht Gudrun Zimmermann, wenn sie ernüchert feststellt: „Wenn ich heute 17 wäre, würde ich wieder Krankenschwester werden, aber unter den heutigen Bedingungen wäre mir nicht klar, warum ich in die Schwesternschaft eintreten sollte“ (S. 142). Mit dieser jüngeren Phase, auf die in dem Buch nicht mehr explizit eingegangen wird, sollten sich weitere Forschungen befassen.

Birgit Funke arbeitet in ihrem Aufsatz „Wahlfamilien – Rekonstruktion der Erinnerung an die Arbeit in Kinderheimen und Kindergeräten“ für den sozialpädagogischen Bereich heraus, wie die persönliche Bindung zu den Kindern (die nicht selten über die Betreuungsphase hinausreichte) als Ersatz für Ehe und Familie das Selbstbild der Schwestern prägte. Margot Sieger macht in „Kaiserswerther Kranken-Schwester und die Veränderung der Pflege im 20. Jahrhundert“ die umfassenden Anforderungen im Pflegeberuf, die enge Zusammenarbeit mit Ärzten und Pfarrern und die auf „weibliche Tugenden“ ausgerichtete Haltung dafür verantwortlich, dass die Schwestern Persönlichkeitsstärke entwickeln mussten. Da sie fast immer unvorbereitet mit neuen Aufgaben konfrontiert wurden, waren sie zu situativem Lernen gezwungen. Die dabei erworbenen Fähigkeiten konnten freilich aufgrund der Abgrenzung des Mutterhausystems nach außen nicht in die Profession Pflege hinein vermittelt werden.

Kaum politisch motiviert war nach Uwe Kaminsky („Frontverkürzung“ – Krankenpflege in der Zeit des Nationalsozialismus“) die Haltung der Diakonissen gegenüber dem „Dritten Reich“. Einerseits stellten sie sich gegen den Druck der NS-Schwesterenschaft, andererseits nahmen sie Maßnahmen der Nazis wie Zwangssterilisation und Zwangsarbeit als vom Staat vorgegeben hin. Im Unterschied zum Krieg, der Bewährung forderte, nimmt der Nationalsozialismus in der Selbstdeutung der Schwestern keine herausragende Stellung ein. Ihre Distanz zu ihm beruht weniger auf einem grundsätzlichen Wertegegensatz als auf einem Autoritätskonflikt. Cordula Lissner zeigt in „Arbeitsmigration ohne

Migrationserfahrungen? Kaiserswerther Schwestern im Auslandseinsatz“, dass es sich bei den temporären Einsätzen der Schwestern im Ausland nicht um Arbeitsmigration, sondern um „Transmigration“ handelte, weil sie ausschließlich Deutschen galten. Die Nutzung der erworbenen interkulturellen Kompetenzen, die mit einer Statusaufwertung einhergingen, wurde nach der Rückkehr in die Heimat vom Mutterhaus verhindert. Norbert Friedrich geht in „Man wusste immer erst was, wenn man gerufen wurde“ – Die Institution als Schicksal“ auf den permanenten Arbeitsplatzwechsel ein, dem die Diakonissen unterlagen. Die Entscheidung der Institution Mutterhaus konnte von der einzelnen Schwester kaum beeinflusst werden. Die als starres System wahrgenommene Anstalt stand ihr nah und zugleich fern; ihre persönliche Verortung fand sie in der Schwesterngemeinschaft.

Tatsächlich baut dieses Buch Vorurteile ab. Es zeigt die hierarchische Struktur des Mutterhauses auf, ebenso wie dessen andere Seite, die Erfahrung von bereichernder Gemeinschaft in Arbeit, Leben und Glauben. In diesem Spannungsfeld eigener Prägung, im „Kosmos Diakonissenmutterhaus“, konnten sich so durchaus profilierte Persönlichkeiten herausbilden. Dieses lesenswerte Buch arbeitet nicht nur die Alltagsgeschichte eines bisher wenig beachteten Bereichs der Diakonie auf, es stiftet auch das „Gedächtnis einer Frauengemeinschaft“, die, zumindest in der Form der Diakonisse, nach über anderthalb Jahrhunderten des Dienstes am Nächsten ihrem Ende entgegenzugehen scheint.

Stuttgart

Rudolf Mahler

Honold, Matthias: *Der unbekannteste Riese. Geschichte der Diakonie in Bayern*, (Hefte zur Bayerischen Kultur 31), Augsburg 2005, ISBN 3-927233-95-1.

Das Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg hat für die Jahre 2004-2006 eine Wanderausstellung über die Diakonie in Bayern konzipiert, zu der dieser Begleitband erstellt wurde. Schön gestaltet ist zunächst einmal die Titelphotographie: Eine Kinderschwester und ihre Zöglinge blicken gespannt Richtung Himmel, als würde sich tatsächlich ein Riese über sie beugen. Letztlich wurde der Titel gewählt, um darauf hinzuweisen, dass die Diakonie eine Arbeitgeberin für über 40.000 Angestellte in über 4.000 Einrichtungen ist – allein in Bayern. Das sind in der Tat beeindruckende Zahlen.

Die Ausstellung und der Begleitband wollen das breite Spektrum der berufli-